

Zu Friedrich Schnacks Achtzigstem am 5. März 1968

Friedrich Schnack gehört zu den letzten Dichtern, deren Denken, Sprache und Wesen noch in einer wohltemperierten Weltanschauung wurzeln. Wie die Materialisten und Irrationalisten des 19. Jahrhunderts den Tod etwa als Rückkehr in den allumfassenden Prozeß der Natur begriffen, so fühlt er sich allumfaßt von einer luziden Katholizität, fern jeglichem Dogma, angefochten auch er und doch gefestigt in sich, der Gottnatur stets gegenübergestellt. Seine Dichtung ist Figuration und Konfiguration, erschütternd und durchzittert, aber fern der Gleichgewichtsstörung unserer verstörten Zeit. Er kennt noch den legitimen Stand und Ort der Sinn-Bilder des Lebens, und seine Dichtung ist der Versuch, sie zu retten; denn so meint er mit Novalis, „daß wir zusammengehören und keins ohne das andere bestehen kann“, oder mit Hölderlin: „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch“. Nie hat er die Salzsäure analytischen Denkens über sie gegossen, das Zerstörerische, stets aber die Anfechtungen zu einem tieferen Trost überredet.

Wenn ich zu Staub vergehe,
Komm ich im schwarzen Wind
Alte Gassen ich wehe,
Wo Sterne und Sagen sind.

Ich rüttle an deine Türen,
Du wirst mich im Dunkel verstehn,
Den tödlichen Atem spüren,
Wenn Schritte vorübergeln :

Mich hat eine Flamme getrunken,
Aus Schlummer und flutendem Gram,
Ich bin in die Mutter gesunken,
Aus der meine Blüte kam. —

„Tödliche Rückkehr“ heißt das Gedicht aus dem „Vogel Zeitvorbei“. Die Überschriften seiner Gedichtbücher („Das blaue Geisterhaus“) und seiner Gedichte verraten viel: „Heimat / Landpfleger / Gesang einer Landschaft / Waldlegende / Ohnezeit / Asiatische Gemme“, um nur einige zu nennen. Das könnte unbewußt wie Flucht aus der Zeit klingen und ist doch nur Befestigung des Bleibenden in der Flucht der Zeit.

Wenn er die Orte seiner Kindheit beschwört, Rieneck im Fränkischen, den Wald der Väter, Großmutters Haus in Alzenau, und gesteht: „Bei meiner Ahnen unsterblichem Volke / Will ich ein Hüter und Landpfleger sein“, so beschwört er keine wirtliche Provinz, sondern den Weltstaat Heimat, das Vaterland der Wolken und der schöpferischen Träume, ein Mystiker des Lichts. Novalis anderes Wort ist in der Nähe: „Wo gehen wir denn hin? Immer nach Hause.“

Oft verweilte er im ‚Zwiespalt‘, bei der ‚Schuld in der schönen Nacht‘, und oft kehrte der Vielgereiste ein im ‚Krug zur bittern Welt‘. Immer aber sah er ‚das Wasser fallen von der einen in die andre Welt‘. Das macht sein Wesen, sein wahres Dichtertum aus: Mythos in einer mythenleeren Zeit, eine Mystik des Dunkels und der Helligkeit, der halben Töne, die nur ein Dichter zum vollen Klang, zum Orgelton der Ewigkeit, überreden kann. Seine Rede aber ist Schwingung, wo die Liebe tönt, und Akkord, wenn er selbst den Blasbalg tritt. Es ist die Glut der Sprache fernab aller Sprachzerträumerung, ihr geheimes Feuer, Morgenglanz der Mitte, der sie auszeichnet. Oskar Loerke hat den Dichter einen ‚magisch Mächtigen in der heutigen Lyrik‘ genannt. Und doch gelingen dem Mächtigen so volksliedhafte, so herzlich-innige Gedichtanfänge wie der an seinen Sohn: ‚Dich liebt der Frühling mehr als mich, / Dem schon die Sonne leiser funkelt: / Ich sehe, wie der Schatten dunkelt – / Mein Kind, auf Erden freue dich!‘ Aus türkischer Gefangenschaft brachte er seinen ersten Gedichtband heim, und auf Madagaskar schrieb er 1930 das Buch ‚Palisander‘, Verse, in denen die Heimat und die Ferne eins geworden sind. Unter dem ‚Kreuz des Südens‘ gedachte er der ‚Legende ohne Ende‘ und der großen Wandersage.

„Gott ist aller Dinge Genauigkeit“ – notierte Nikolaus von Kues. Und zu dieser schönen Erkenntnis bekannte sich auch seit je Friedrich Schnack, ob sein Gedicht, seine Prosa, ob seine Wünschelrute nun über eine verborgene Quelle hinstrich, über eine Blume, einen Wurzelstock, über Busch und Baum, über einen Stein, über Menschen, Dinge und Schicksale, über alles Natürliche, dessen geheime Architektur er freilegt, damit sie sich wiederfinde in der Architektur seines Schmetterlingsbuches etwa: linker Flügel – Leib – rechter Flügel, Seele gewordene Architektur, deren Flügel sich über den Leib erheben. ‚Exotische Flora‘ heißt eines seiner Bücher, esoterische könnte ein anderes heißen; denn immer sammelte sein Hausgeist, unter der Schwelle bleibende Ruhe, jene Inwendigkeit nämlich, die sich dem Flüchtigen entzieht, ohne doch der Forderung des Tages auszuweichen. Seine Kinderbücher beweisen es, seine liebenswerten Gärtnerinnen und Mädchen, Sibylle, Clarissa, Cornelia, Clementine, die auf nackten Füßen und fabelkundig durch den Tau und ihr Gartenjahr gehen, die Bescheid wissen um Staubgefäß und Stempel, um Legende und Heilkraft ihrer Blumen und Kräuter und so demütig-dankbar dem Gesetz des Lebens dienen.

Er hat den Edelsteinen seinen Blick zugewandt und immer wieder dem Wald, er hat – ein fränkischer Francis Jammes – der deutschen Sprache den lyrischen Roman zugeordnet: ‚Sebastian im Wald‘ oder ‚Die Orgel des Himmels‘, er hat sich ins ‚Buch Immergrün‘ eingetragen und war ‚Gast auf der Insel



Foto: P. Ultsch-Schweinfurt